



Der evangelische Theologe Friedrich Schleiermacher wollte Religion auf ein für die „Aufgeklärten“ zumutbares Maß eindampfen. Sie sei daher bloß noch „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“.
Foto: Wikipedia

In der Endzeit der Welt

Jacques Cabaud ist tot.
Eine Würdigung des
katholischen Gottsuchers
VON MICHAEL HESEMANN

Er war ein Wanderer zwischen den Welten, der Alten und der Neuen, vor allem aber zwischen Himmel und Erde. Ein Geisteswissenschaftler, der zugleich Gottsucher war, überzeugt, dass wir in der Endzeit leben, vor gigantischen Umwälzungen stehen, die zu durchleben ihm, trotz biblischen Alters, verwehrt wurde – vielleicht ein Gnadenakt Gottes. So verschied er, ohne, wie einst der greise Simeon, das „Nunc dimittis“ zu singen, doch in der Gewissheit, dass, wenn nicht er, so doch die Welt noch in dieser Generation das Heil sehen wird, das Er für uns bereitet hat.

Jacques Cabaud, einer der großen katholischen Autoren französischer Sprache in unserer Zeit, wurde am 2. Juli 1923 in Norwich/Connecticut als drittes Kind einer großbürgerlichen französischen Familie geboren, die für ein paar Jahre in den USA lebte, bevor sie in ihr Heimatland zurückkehrte. Er war unkonventionell, alles bürgerlich Enge war ihm zuwider; der heilige Franziskus war sein Vorbild, wie er ein wahrer „Narr Gottes“, ein Liebender und Suchender.

Der gläubige Vater, der mit den Kindern jeden Tag den Rosenkranz betete, mit ihnen an Erscheinungsorte reiste und die deutsche Mystikerin und Stigmatisierte Therese von Konnersreuth besuchte, wies ihm den Weg. Schon früh, er war gerade fünf, verstarb seine Mutter, was in ihm wohl die Sehnsucht nach seiner himmlischen Mutter, der heiligen Jungfrau, verstärkte. Sein Vater zog daraufhin mit den Kindern in die Schweiz, wo sich Jacques Cabaud zunächst entschied, Priester zu werden, das Seminar in St. Maurice d'Augune besuchte und Philosophie studierte. Doch schon nach zwei Jahren zweifelte er an seiner Berufung, ein Zweifel, den ihm später der heilige Pater Pio bestätigte, der ihm erklärte, er sei zur Ehe und nicht zur Priesterweihe berufen. Stattdessen gelangte er in den Kreis um den großen katholischen Philosophen Dietrich von Hildebrand. Zudem verstärkte sich seine Liebe zur französischen Philologie und speziell zu der französischen Mystikerin und Philosophin Simone Weil. „Er wurde ihr nicht nur gerecht, sondern schaffte es, mit genauso paradoxen Formulierungen wie sie, das Übernatürliche lebendig werden zu lassen“, schrieb seine Tochter Marie Meaney, die in die Fußstapfen ihres Vaters trat und heute als führende amerikanische Weil-Expertin gilt. Über sie promovierte er 1950 an der amerikanischen Columbia University, um in den folgenden beiden Jahrzehnten an verschiedenen US-Hochschulen Philosophie und französische Literatur zu dozieren. Neben Weil zogen ihn auch Albert Camus, Saint-Exupéry und Pierre Jakez Hélias in ihren Bann. 1968 dann folgte er seiner Berufung zur Ehe und heiratete die Deutsche Rosemarie Schleicher, die sich fortan rührend um den gesundheitlich labilen Intellektuellen kümmerte – und der er es zu verdanken hat, dass er, trotz schwerer physischer Krisen bis hin zur lebensbedrohlichen Krebserkrankung, doch das hundertste Lebensjahr erreichte. Sein letzter Lehrauftrag war eine Gastprofessur an der Universität Erlangen.

Der französisch-amerikanische Philosoph und Literaturwissenschaftler Cabaud trat auch in einen fruchtbaren Dialog mit der großen deutschen Philosophin Alma von Stockhausen und ihrem Bruder, dem Mystik-Experten Pater Dietrich von Stockhausen, getragen von der gemeinsamen Liebe zur Gottesmutter. Sein Leben lang war er von einem Erscheinungsort zum anderen gereist – „Erscheint Maria heute“ lautet der Titel seines bahnbrechenden Werkes von 2016, das geradezu zur Enzyklopädie der marianischen Botschaften wurde. Der Nachfolgeband, „Über die Endzeit und die erste Wiederkunft Christi“, der 2019 in den USA erschien, harrt noch einer deutschen Übersetzung.

Ausgerechnet am Festtag der heiligen Mutter Teresa von Kalkutta, die er zeitlebens verehrt hatte, am 5. September 2022, verstarb er im Kreis seiner Lieben.

Kein Platz für die Offenbarung

Frühe Hinweise auf den Synodalen Weg gibt es schon beim evangelischen Theologen Friedrich Schleiermacher: Bevor die Religion gefunden werde, müsse die Menschheit gefunden werden VON MARTIN GRICHTING

Die katholische Kirche steht seit der Aufklärung mit dem „Zeitgeist“ im Konflikt und fühlt sich unter Rechtfertigungszwang. An sich hat sie mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil den Weg aufgezeigt, wie sie und ihre Gläubigen wirksam sein können in der Gesellschaft der Freien und Gleichen, ohne die christliche Substanz zu opfern. Aber das wurde nie verstanden und angenommen. Und die Funktionäre des „Synodalen Wegs“ wollen davon nichts mehr wissen. Denn sonst würden sie sich bemühen, den Laien eine Spiritualität zu vermitteln, die im IV. Kapitel von „Lumen Gentium“ wurzelt. Stattdessen optiert man für einen Weg, wie ihn schon Friedrich Schleiermacher (1768–1834) der Evangelischen Kirche gewiesen hatte.

Die Absicht Schleiermachers war es, in der Zeit der Aufklärung „Religion“ wieder salonfähig zu machen. Darin trifft er sich mit dem „Synodalen Weg“, um diesem zumindest ebenfalls ein edles Ziel zu unterstellen. Schleiermacher verfasste 1799 die Schrift „Über die Religion“, der er den Untertitel gab: „Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern“. Die Strategie Schleiermachers bestand darin, die christliche Religion auf ein den „Aufgeklärten“ zumutbares Maß einzudampfen. Religion sei deshalb bloß noch „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“, wobei Gott und die Unsterblichkeit „nicht die Angel und Hauptstücke“ der Religion seien.

„Jede heilige Schrift ist ein Mausoleum der Religion“

Um dahin zu kommen, ging er, wie derzeit der „Synodale Weg“, einer den Menschen bindenden Offenbarung aus dem Weg und machte den Menschen selbst zum Ausgangspunkt der Religion: „Um die Welt anzuschauen und um Religion zu haben, muss der Mensch erst die Menschheit gefunden haben... Zur Menschheit also lasst uns hintreten, da finden wir Stoff für die Religion.“ So sei die Geschichte „der höchste Gegenstand der Religion“: „Die verschiedenen Momente der Menschheit

aneinanderzuknüpfen und aus ihrer Folge den Geist, in dem das Ganze geleitet wird, erraten, das ist ihr höchstes Geschäft.“ Ist das nicht eine schöne Vorwegnahme dessen, was sich der „Synodale Weg“ vorgenommen hat: „Die Zeichen der Zeit zeigen an, in welcher Richtung die Tradition weiterentwickelt werden muss. In seinem Glaubenssinn erkennt das Gottesvolk kraft des Geistes, wo die Wege des Glaubens verlaufen: was aus der Vergangenheit zu bewahren und was abzulegen, was weiter zu entwickeln und was neu zu integrieren ist. Die Theologie reflektiert, was als Tradition gilt, gegolten hat und gelten kann“ (Orientierungstext, 34).

Dass in Schleiermachers Konzeption die Selbstoffenbarung Gottes, das Ein-für-allemal des Gottmenschen Jesus Christus sowie die bindende Gültigkeit der Heiligen Schrift keinen Platz mehr haben würden, war die logische Folge seiner Konzeption. Zeitgenössisch anmutend sagte Schleiermacher: „Was heißt Offenbarung? Jede ursprüngliche und neue Anschauung des Universums ist eine.“ Denn jeder „Sehende“ sei „ein neuer Priester, ein neuer Mittler, ein neues Organ“. Zu glauben und anzunehmen, was „ein Anderer“ getan habe, sei demgegenüber „ein harter und unwürdiger Dienst“. Vielmehr solle jeder mit eigenen Augen sehen „und selbst einen Beitrag zutage fördern zu den Schätzen der Religion“. Zu Recht verachte man deshalb die „dürftigen Nachbeter“, die ihre Religion „ganz von einem Andern ableiten“ oder die „an einer toten Schrift hängen“. Denn: „Jede heilige Schrift ist nur ein Mausoleum der Religion, ein Denkmal, dass ein großer Geist da war, der nicht mehr da ist.“ Ist es da noch weit zur Aussage der Deutschen Bischofskonferenz im Mediencommuniqué vom 29. September 2022, Wahrheitsansprüche ließen sich nicht einfach mit dem Verweis auf die Geschichtlichkeit aller Wahrheitskenntnisse pauschal vom Tisch wischen?

Die Evangelische Kirche ist nach anfänglichem Widerstand den Weg gegangen, den ihr Schleiermacher gewiesen hat. Man kann jedoch nicht behaupten, dass es ihr dadurch gelungen sei, die „Verächter“ der

Religion wieder für diese zu gewinnen. Vielmehr war die Evangelische Kirche im 19. und 20. Jahrhundert, ja bis in die Gegenwart keine Kraft mehr, die den jeweils herrschenden neuheidnischen Kräften etwas substanziell Christliches entgegenzusetzen vermochte. Die Charakterisierung von Religion als „feierliche Ergänzung“ durch Karl Marx dürfte den Sachverhalt treffen. Und gemessen am geringen Ertrag war der Preis hoch, den die Evangelische Kirche bezahlt hat: ihre inhaltliche Entkernung und Zerlegung in zahlreiche Richtungen und „Bekenntnisse“, die vorläufig noch institutionell vom Staat zusammengehalten und finanziell am Leben erhalten werden.

Die Glaubenslehre kann sich nur organisch entwickeln

Heinrich Heine hat das Ergebnis der Schleiermacherschen Anpassung in seinen „Reisebildern“ (II,9) ironisch kommentiert, wenn er seinen Protagonisten, Herrn Hyazinth, über die protestantische Religion sagen lässt: „Gäbe es in der protestantischen Kirche keine Orgel, so wäre sie gar keine Religion. Unter uns gesagt, diese Religion schadet nichts und ist so rein wie ein Glas Wasser, aber sie hilft auch nichts.“

Die katholische Kirche in Deutschland hat demgegenüber im 19. und 20. Jahrhundert dem nationalistischen Zeitgeist nicht als Zivilreligion die Schleppe hinterhergetragen. Auch wenn der Widerstand in den Zeiten vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil aus heutiger Sicht bisweilen theologisch ungenau war und sich noch mancher Anleihen aus dem Ancien Régime bediente, blieb die Kirche eine Kraft, die unter den Gebildeten zwar ihre „Verächter“ hatte, die jedoch den Pathologien des jeweiligen Zeitgeistes etwas substanziell Christliches entgegenzusetzen hatte. Sie blieb der letzte Mahner an die Geltung der Grundrechte und diente als Stütze, um den Rechtsstaat wieder aufzubauen.

Die Zeiten für die katholische Kirche wären insofern heute besser, als sie in den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen

Konzils eine Wegweisung besitzt, wie sie unter Bejahung der Demokratie und der offenen Gesellschaft fruchtbar wirken kann. Zur Voraussetzung hat dies allerdings, dass der Glaube unangetastet bleibt, dass Gott in Jesus Christus ein für alle Mal gesprochen hat und der Papst sowie das Bischofskollegium – geleitet vom Heiligen Geist – die letztverantwortlichen Ausleger des Wortes Gottes sind. Hier liegt der Unterschied zu den Bischöfen und Laienkatholiken des 19. und 20. Jahrhunderts: Sie waren nicht von Minderwertigkeitskomplexen gegenüber der neuheidnischen Gesellschaft ihrer Zeit geplagt. Sie wollten nicht die Kirche unter Preisgabe ihrer Substanz zu retten versuchen. Vielmehr ertrugen sie es im Geiste Christi, als „dürftige Nachbeter“ verachtet zu werden, weil sie noch überzeugt waren, dass man den Glauben nur „ganz von einem Andern ableiten“ kann. Und es war für sie im Sinne des Mönchs und Kirchenvaters Vinzenz von Lérins unzweifelhaft, dass sich die Glaubenslehre nur organisch weiterentwickeln kann: „Die Kirche bemüht sich mit aller Energie nur darum, das Alte treu und weise zu verwalten, und wenn etwas davon seit alter Zeit unausgebildet und unfertig ist, es auszugestalten und glatt zu feilen, wenn etwas bereits deutlich ausgeprägt und entfaltet ist, es zu festigen und zu sichern, und wenn etwas bereits bekräftigt und festgelegt ist, es zu bewahren.“ (Commonitorium 23, 17)

Der Vater als Schöpfer, der Sohn, wie er zu uns gesprochen hat, und der Geist, der in die ganze Wahrheit einführt, sind und bleiben für die katholische Kirche „Angel und Hauptstücke der Religion“. Wenn das im „Synodalen Weg“ relativiert wird, dürfte Heinrich Heine auch betreffend die katholische Kirche noch Recht bekommen. In seinen „Reisebildern“ unkte er über den katholischen Glauben: „Es ist eine Religion, als wenn der liebe Gott, Gott bewahre, eben gestorben wäre, und es riecht dabei nach Weihrauch, wie bei einem Leichenbegängnis, und dabei brummt eine so traurige Begräbnismusik, dass man die Melancholik bekommt.“